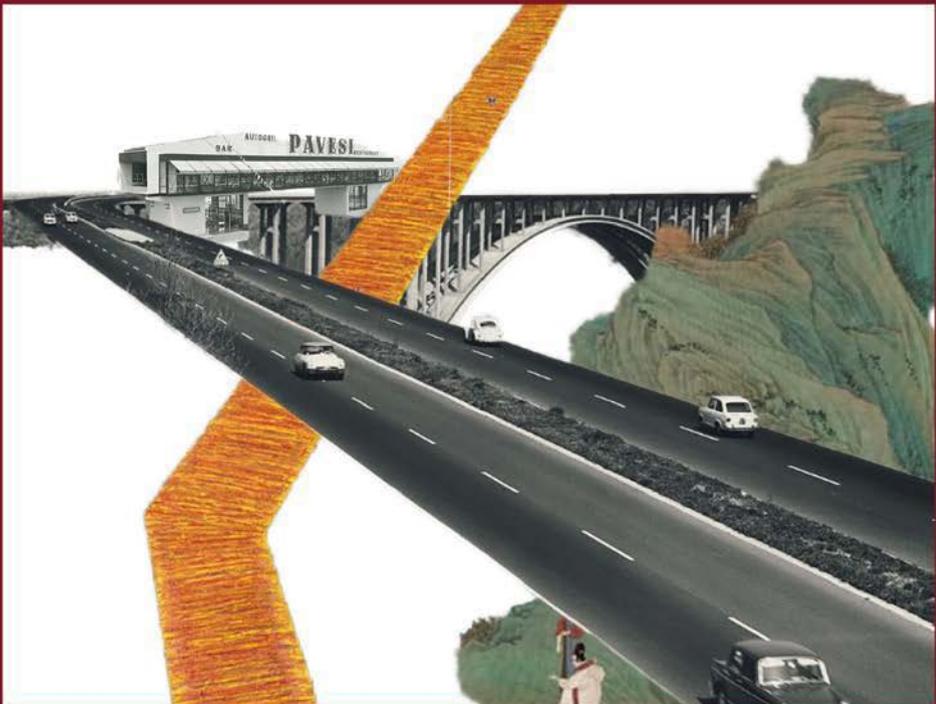


Monika Wolting (Hg.)

Utopische und dystopische Weltenentwürfe





unipress

Gesellschaftskritische Literatur –
Texte, Autoren und Debatten

Band 13

Herausgegeben von
Monika Wolting und Paweł Piszczatowski

Monika Wolting (Hg.)

Utopische und dystopische Weltenentwürfe

Mit 8 Abbildungen

V&R unipress



Uniwersytet
Wrocławski

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<https://dnb.de> abrufbar.

Die Publikation wurde aus den Mitteln der Universität Wrocław gefördert.
Publication of this monographs was partially supported by the Excellence Initiative –
Research University program for the University of Wrocław.

© 2022 Brill | V&R unipress, Theaterstraße 13, D-37073 Göttingen, ein Imprint der Brill-Gruppe
(Koninklijke Brill NV, Leiden, Niederlande; Brill USA Inc., Boston MA, USA; Brill Asia Pte Ltd,
Singapore; Brill Deutschland GmbH, Paderborn, Deutschland; Brill Österreich GmbH, Wien,
Österreich)

Koninklijke Brill NV umfasst die Imprints Brill, Brill Nijhoff, Brill Hotei, Brill Schöningh,
Brill Fink, Brill mentis, Vandenhoeck & Ruprecht, Böhlau und V&R unipress.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: © Natascha Wolting: Zukunft, 2021

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 2629-0510

ISBN 978-3-8470-1417-1

Inhalt

Monika Wolting Utopien in Zeiten der Dystopien	9
Bazon Brock (Berlin / Wuppertal) Utopisch gegen Utopien und Uchronien. Nirgendwo als Überall – Niemals ist immer!	19
Stefan Matuschek (Jena) Germanistik als Neue Mythologie	25
Karol Sauerland (Warszawa) Der Utopien gab es in den letzten 75 nicht wenige und nach wie vor sind sie gefragt	51
Monika Wolting (Wrocław) »Climate Fiction« in der deutschsprachigen Literatur	61
Andreas Enghart (München) Gegen die Natur? Pandemie, Klimawandel und die Wiederkehr der Utopie im deutschsprachigen Theater	79
Agnieszka Kodzis-Sofińska (Wrocław) »Skurrile Antiutopie« und »schräge Dystopie«. Endzeitstimmungen in Marius von Mayenburgs Theaterstück »Mars«	97
Peter Seibert (Kassel) »Lisbon Story« – Wenders' utopischer Entwurf einer bewohnbaren Stadt	109

Stephan Wolting (Poznań) <i>Hating</i> und <i>Cheering</i> oder: Warum im Netz nichts mehr <i>fuzzy</i> sein kann. Reflexionen zu »Echoräumen« und »Digitalen Gespenstern«	121
Julia Schwanke (Göttingen) Der Versuch einer heterotopischen Männlichkeitskonzeption in Elfriede Jelineks »Die Ausgesperrten«	135
Ilse Nagelschmidt (Leipzig) Leben und Schreiben für die Friedensutopie	159
Lothar Bluhm (Koblenz Landau) »Alles ist heute Versöhnung!« Von der Kraft des wunderbaren Ringes. Zukunftsvisionen bei Lessing, Fouqué, Brentano und anderswo	171
Aglaia Blioumi (Athen) Alterität als Heterotopie. Philhellenische Lyrik schwäbischer Dichter seit Mitte des 19. Jahrhunderts	195
Björn Hayer (Koblenz Landau) Von Fremden und Freunden. Migration im Lichte kritischen und utopischen Denkens – ein Aufriss der deutschsprachigen Gegenwartslyrik	211
Emmanuelle Terrones (Tours) Zum Aufbau einer »gemeinsamen Welt« in Romanen über Flüchtlinge	227
Tomasz Małysek (Wrocław) Uwe Timms Reflexion über die Kraft von Utopien und Dystopien in »Der Verrückte in den Dünen. Über Utopie und Literatur« (2020)	241
Eliza Szymańska (Gdańsk) Kafkaesk? – Intertextuelle Bezüge in Philipp Schönthalers Dystopie »Der Weg aller Wellen«	257
Ewa Jarosz-Sienkiewicz (Wrocław) Heinz Piontek. Der literarischen Exegese auf der Spur	277
Anna Gajdis (Wrocław) Ernst Wiecherts Utopie der Gerechtigkeit im Dritten Reich	295

Wojciech Świerczek (Poznań)	
Utopische Räume in der Prosa Andrzej Stasiuks	307
Verzeichnis der Verfasserinnen und der Verfasser	321

Utopien in Zeiten der Dystopien

Ein Blick in führende deutschsprachige Zeitschriften des Jahres 2021 macht eine Tendenz deutlich: Die Begriffe *Utopie* und *Dystopie* erleben eine noch nie dagewesene Konjunktur. Sie tauchen in mannigfaltigen Kontexten auf: werden auf Zukunft von Kultur und Kunst bezogen, betreffen die Zukunft unseres Planeten, bezeichnen den Umgang der Menschen miteinander oder werden mit Geschlechterkonstellationen in Verbindung gebracht. Die verstärkte Anwesenheit der Begriffe im Alltagsleben ist mit hoher Wahrscheinlichkeit dem Umstand geschuldet, dass das Leben vieler Menschen durch die Offensichtlichkeit der drohenden Klimakatastrophe und den Ausbruch der Pandemie »gefühlte im Konjunktiv stattfand.«¹

Die Nähe zur Utopie liegt darin begründet, dass sich grade diese dadurch auszeichnet, dass sie zur Zeit ihrer Entstehung als nicht sofort realisierbar gilt. Bei der Dystopie wiederum besteht die Hoffnung, dass diese Vorstellung unreal bleibt. Im »Spiegel Kultur« wird 2021 behauptet: »Coronakrise, Klimakrise, Krise der Demokratie – die Zeiten könnten kaum besser sein, um aus der Realität in die Fantasie zu flüchten.«² In »Die Zeit« schildert Georg Diez, wie die Corona-Krise die Schwächen des kapitalistischen Systems offenlegt und wie sie zeigt, dass in Zukunft Veränderungen notwendig und möglich sind. Er schreibt: [Es ist] »eine ziemlich konkrete Utopie, ein Plan in dunklen, dystopischen Zeiten.« 2014 brachte »Die Zeit« eine ganze Feuilleton-Serie zu »Utopien«.³ Dabei geht es um Technologien, die das Leben des Menschen verbessern, ihn unabhängiger machen, in ihm das Beste hervorbringen sollen. Es handelt sich auch um neue

1 Petra Maier: Die Wiederentdeckung der Pläne. Der Spiegel, 05.09.2021. Auf: <https://www.spiegel.de/psychologie/corona-unsicherheit-die-wiederentdeckung-der-plaene-a-b63f1807-f34a-4d48-8071-23e16be99ce6> (Abgerufen am 27.12.2021).

2 Elif Shafak: Utopie in der Krise. Der innere Garten. Der Spiegel, 22.10.2021. Auf: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/elif-shafak-und-ihre-utopie-in-der-krise-der-innere-garten-a-77b96f2a-1927-4955-b0ca-4723385cf9a5> (Abgerufen am 11.12.2021).

3 Serie »Utopien«. Die Zeit, 2014. Auf: <https://www.zeit.de/serie/utopien> (Abgerufen am 12.12.2021).

Kommunikations-, Gesellschafts-, Arbeits- und Lebensmodelle und nicht zuletzt um eine Welt ohne Wachstum, im Einklang mit der Natur. Die gegenwärtige Krise schärft dabei den Blick für die Möglichkeiten des Neuen.«⁴ Die Rede ist von dystopischer Mode,⁵ dystopischer Literatur,⁶ Katastrophen-Blockbustern,⁷ von »Dystopien der Neuen Weltordnung«, von »Verschwörungstheorien«, die Ängste und Aversionen aufgreifen, um diese »zu bestätigen und zu schüren«, die »sich aus tiefem Misstrauen, Hass und der Sehnsucht des Menschen, Herr seiner Geschichte zu sein« speisen.⁸ Im »Spiegel« 2021 »träumen« Schriftsteller »gegen die Krise«, entwickeln neue Weltvorstellungen,⁹ Bodo Kirchhoff sucht im »Erzählen« das »diskrete Sagen von Wahrheiten, besonders der unangenehmen«,¹⁰ Elif Shafak betont den »Widerstand, einen Schrei nach Freiheit, eine Feier der Vielfalt, der Würde, des Pluralismus.«¹¹

Zukunftsdenken zu kalibrieren, ist nicht nur ein Teil der politischen Wahlprogramme, sondern bereits seit »Utopia« von Thomas Morus ein wichtiges Thema der literarischen Fiktion. In diesem Genre wird Gegenwart mit deren guten wie schlechten Potenzialen in die Zukunft verlegt, um erfahrbar zu machen, welche Lebensentwürfe überhaupt möglich sind. Eine Zukunft, in utopischer oder dystopischer Ausprägung, wird da entworfen, wo Menschen erkennen, dass die Gegenwart nicht den Ansprüchen entspricht, die an sie gestellt

4 Georg Diez: Das Neue ist längst da. *Die Zeit*, 10.04.2020. Auf: <https://www.zeit.de/kultur/2020-04/neoliberalismus-krisen-kapitalismus-coronavirus-politik/komplettansicht> (Abgerufen am 11.12.2021).

5 Trisha Balster: Dystopische Mode. Katastrophaler Trend. *Der Spiegel* 01.06.2020. Auf: <https://www.spiegel.de/stil/dystopische-mode-ein-katastrophaler-trend-a-962321ec-df57-4736-80a0-71772a6b8496> (Abgerufen am 11.12.2021).

6 Samuel Hamen: Die Welt wie sie mir zerfällt. *Die Zeit*, 4.12.2020. Auf: <https://www.zeit.de/kultur/2020-12/climate-fiction-dystopie-literatur-klimakatastrophe/komplettansicht> (Abgerufen am 13.12.2021).

7 Johannes Schneider: Die Apokalypse ist leider auserzählt. *Die Zeit*, 31.07.2019. Auf: <https://www.zeit.de/kultur/2019-07/klimakatastrophe-apokalypse-weltuntergang-hysterie-erderwärmung> (Abgerufen am 13.12.2021).

8 Frank Werner: Hinter dem Vorhang. Auf: <https://www.zeit.de/zeit-geschichte/2020/03/verschwoerungstheorien-geschichte-antisemitismus-rechtsextremismus-aufklaerung/komplettansicht> (Abgerufen am 13.12.2021).

9 Ferdinand Schmalz: Utopie in der Krise. Die große dramatische Wende. *Der Spiegel*, 21.10.2021. Auf: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/ferdinand-schmalz-ueber-seine-utopie-in-der-krise-die-grosse-dramatische-wende-a-d22659c2-6635-4413-b3b7-8bf7ca2c12a7> (Abgerufen am 13.12.2021).

10 Bodo Kirchhoff: Utopie in der Krise. Dringend gesucht: Ein Erschütterter. *Der Spiegel*, 19.10.2021. Auf: <https://www.spiegel.de/kultur/literatur/bodo-kirchhoff-ueber-seine-utopie-in-der-krise-ein-erschuettertsein-a-2147dad4-0680-46d1-8f30-80e5401efb3> (Abgerufen am 13.12.2021).

11 Shafak, Utopie in der Krise. 2021.

werden. Auch wenn im 20. Jh. das utopische Denken oft für tot erklärt wurde,¹² so zeigt es sich gegenwärtig, dass diese Annahme verfrüht war. Der Diskurs über die »Sinnhaftigkeit der Utopien«¹³ wurde Ende des 20. Jhs. hauptsächlich von deutschen Intellektuellen angestoßen. Es wurde das »Ende der politischen Utopie« (Winter),¹⁴ »die Erschöpfung utopischer Energien und die schwindende Überzeugungskraft der Arbeitsgesellschaft« (Habermas),¹⁵ »das Ende des utopischen Zeitalters nach dem faktischen Zusammenbruch des Realsozialismus« (Fest),¹⁶ das Ende »der ideologischen Evolution und damit zugleich das Ende der Geschichte« (Fukuyama)¹⁷ diagnostiziert.

Nun hat es sich aber im 21. Jh. erwiesen, dass solange der Mensch agiert, sucht er nach Wegen zu einer Gesellschaft ohne Gewalt, Ungerechtigkeit und Naturzerstörung.

Solche Beispiele dieser Denkfiguren machen es deutlich, dass Utopien und Dystopien medienübergreifend auftauchen. Sie werden der Gattungstradition nach mit dem Medium der Literatur in Verbindung gebracht, doch können utopische Intentionen ebenso in der Politik, in dem Gesellschaftswesen, in der Kunst, in der Architektur,¹⁸ im Film oder auch in Videospiele¹⁹ auftauchen. Da positives wie auch negatives Denken in jeder Lebenslage abgerufen werden kann, gehen Ernst Bloch und Theodor W. Adorno sogar davon aus, dass, weil die utopische Intention eine zutiefst menschliche Eigenschaft ist, sich Utopien und Dystopien in jeder kulturellen Ausdrucksform wiederfinden lassen.²⁰

Der Diskurs hat im deutschsprachigen Raum bereits eine längere Tradition: Seit dem 19. Jahrhundert lässt sich eine rege Diskussion der Utopie-Vorstellungen aus politischer, ideen-geschichtlicher, philosophischer und – erst relativ spät – aus literaturwissenschaftlicher Perspektive verzeichnen. Den Anstoß zu

12 Joachim Fest: *Der zerstörte Traum vom Ende des utopischen Zeitalters*. Berlin: Siedler 1991, S. 87.

13 Bettina Roß: *Politische Utopien von Frauen*. Dortmund: Ebersbach 1998, S. 13.

14 Vgl. Michael Winter: *Ende eines Traums. Blick zurück auf das utopische Zeitalter Europas*. Stuttgart, Weimar: Metzler 1993.

15 Jürgen Habermas: *Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien*. In: Jürgen Habermas: *Die Moderne – Ein unvollendetes Projekt. Philosophisch-politische Aufsätze 1977–1992*. Leipzig: Reclam 1992, S. 105–129.

16 Fest, *Der zerstörte Traum*. 1991, S. 81.

17 Francis Fukuyama: *The End of History and the Last Man*. New York: Avon Books 1992, S. XI.

18 Laura Helena Wurth: *Planet City*. *Die Zeit*, 04.06.2021. Auf: <https://www.zeit.de/kultur/2021-06/planet-city-liam-young-architektur-zukunft-stadtplanung> (Abgerufen am 13.12.2021).

19 *Utopien in Computerspielen*. Deutschlandfunk, 10.01.2020. Auf: <https://www.deutschlandfunk.de/utopien-in-computerspielen-reparieren-statt-zerstoeren-100.html> (Abgerufen am 13.12.2021).

20 Ernst Bloch: *Geist der Utopie*. München 1918. Ernst Bloch: *Werkausgabe*: Band 5: *Das Prinzip Hoffnung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985.

immer neuen Polemiken lieferten die Arbeiten von Robert von Mohl (»Ueber die Nachtheile, welche sowohl den Arbeitern selbst, als dem Wohlstande und der Sicherheit der gesammten bürgerlichen Gesellschaft von dem fabrikmäßigen Betriebe der Industrie zugehen, und über die Nothwendigkeit gründlicher Vorbeugungsmittel« 1835), Ernst Bloch (»Geist der Utopie« 1923; »Das Prinzip Hoffnung«, 3 Bände 1954–1959), Karl Mannheim (»Ideologie und Utopie« 1929), Arnhelm Neusüss (»Utopie. Begriff und Phänomen des Utopischen« 1986), Richard Saage (»Utopieforschung. Eine Bilanz« 1997; »Politische Utopien der Neuzeit« 1991; »Utopische Profile«, 3 Bände 2001–2004), Wilhelm Vosskamp (»Utopieforschung«, 3 Bände 1982, »Emblematik der Zukunft« 2016), Thomas Schölderle (»Utopia und Utopie« 2011). Einen wichtigen Meilenstein auch in der internationalen Diskussion legte dabei Ernst Blochs Ausdehnung des Utopie-Begriffs über die literarische Gattung hinaus zu einer anthropologischen Konstante (»Das Prinzip Hoffnung«) mit Manifestationen in allen Bereichen der Gesellschaft und der Kultur. Auch die internationale Diskussion hatte Einfluss auf die gegenwärtige Entwicklung des Begriffs in Deutschland, es wird innerhalb der komparatistischen Wissenschaft behauptet, dass es sich feststellen lässt, dass die gegenwärtige wissenschaftliche Diskussion zu Utopien und Dystopien hauptsächlich durch die englischsprachige Wissenschaft geprägt wird.²¹ Tom Moylan veröffentlichte 1986 die bereits in den 1970ern in oppositionellen politischen Kulturkreisen verfasste Studie »Demand the Impossible«. In dem Band entwickelt er das Konzept der *kritischen Utopie* als periodisierendes und konzeptionelles Werkzeug zum Erfassen der kreativen und kritischen Fähigkeiten der utopischen Vorstellungskraft und der utopischen Handlungsfähigkeit. Damit brach er mit der traditionell geschlossenen utopischen oder dystopischen Konstruktion von Gesellschaft und verknüpfte in produktiver Weise die historische mit der typologischen Betrachtungsweise; so lässt sich von den Transformationen des Utopischen und Dystopischen sprechen.

Es ist festzustellen, dass die beiden Begriffe sich nach wie vor eines nicht minder werdenden Interesses erfreuen. An die Vielzahl literarischer Utopien und Dystopien knüpft eine fächerübergreifende Utopieforschung an, die eine kritische Reflexion der Zukunftsentwürfe zu ihrem Arbeitsgegenstand gemacht hat. Neben der literaturwissenschaftlichen Forschung finden sich Arbeiten im Bereich der Architektur (Hans Kampffmeyer: »Die Gartenstadtbewegung« 1913; Walter Gropius: »Staatliches Bauhaus in Weimar 1919–1923« 1923; Peter Cook:

21 Vgl.: Susanna Layh: *Finstere neue Welten. Gattungsparadigmatische Transformationen der literarischen Utopie und Dystopie*. Würzburg: Königshausen u. Neumann 2014. Beispielsweise in: Tom Moylan: *Scraps of the Untained Sky. Science Fiction, Utopia, Dystopia*. New York: Routledge 2020, besonders: Tom Moylan: *The Dystopian Turn*; Russell Jacoby: *The End of Utopia: Politics and Culture in an Age of Apathy*. New York: Basic Books 2000; Fukuyama, *The End of History and the Last Man*. 1992.

»Archigram« 1972), der Soziologie (Andreas Reckwitz: »Ästhetik und Gesellschaft« 2015; Zygmunt Bauman: »Retropia« 2017), der Umwelt (Harald Welzer: »Alles könnte anders sein« 2019), der Politik (Said: »Islamischer Staat« 2014) und nicht zuletzt der Religion (Jacques Derrida: »Vergeben« 2017). Wenn der Utopiebegriff auf den Bereich von Denkfiguren, Idealvorstellungen und Visionen in allen Disziplinen der menschlichen Wirkung erweitert wird, eröffnen sich neue Deutungsmuster wie »utopisches Denken« oder »utopisches Bewusstsein«.

Um die ganze Bandbreite der neuesten deutschsprachigen literaturwissenschaftlichen Forschung zu schildern, wird hier exemplarisch auf einige Forschungsergebnisse eingegangen. Richard Saage ist zweifellos der profilierteste deutschsprachige Utopieforscher der Gegenwart. In seinem 2006 veröffentlichten Werk »Utopisches Denken im historischen Prozess«²² reformuliert er die Utopieproblematik im Licht des klassischen, auf Morus zurückgehenden Musters und weist im historischen Kontext dessen Vernetzung nach. Interessant scheint die im Band aufgeworfene Frage nach der Vereinbarkeit des utopischen Ansatzes mit anderen Konstruktionsprinzipien wie dem Kontraktualismus (Jean-Jacques Rousseau: »Du Contrat Social 1762; John Rawls: »Theory of Justice« 1971). Für die Überlegungen dieses Bandes ist aber der Hinweis, dass das utopische Denken in hohem Maße die westliche Zivilisation als dynamisches Ferment prägte, von großer Bedeutung. 2013 konstatieren die Herausgeber des Bandes »Untergangsszenarien: Apokalyptische Denkbilder in Literatur, Kunst und Wissenschaft«²³, Lothar Bluhm, Markus Schiefer Ferrari, Hans-Peter Wagner und Christoph Zuschlag, dass in einer immer neuen »Lust am Untergang« Endzeiten beschworen und Katastrophen prognostiziert würden. 2021 publizieren Oliver Victor und Laura Weiß den Band »Europäische Utopien – Utopien Europas«, in dem die Herausgeber*innen einen erweiterten Utopiebegriff aufnehmen und in großem Maße den Fragen der kulturellen Identität und den Projektionen einer möglichen europäischen Wertegemeinschaft (Václav Havel) nachgehen. Konstitution und Transformation europäischen Denkens und Selbstverständnisses, die den Kern der Publikationen darstellen, gehören zu den wichtigen Themenkomplexen einer zukunftsorientierten Wissenschaft. Im 20. Jh. erfährt die einstmalige positive literarische Utopie eine Kehrtwende in negative Weltentwürfe. Susanna Layh erforscht in ihrem Band »Finstere neue Welten«²⁴ diese gattungspadigmatische

22 Richard Saage: Utopisches Denken im historischen Prozess. Materialien zur Utopieforschung. Berlin: Lit Verlag 2006. S. auch: Alexander Amberger, Thomas Möbius (Hg.): Auf Utopias Spuren. Utopie und Utopieforschung. Wiesbaden: Springer VS 2017.

23 Lothar Bluhm, Markus Schiefer Ferrari, Hans-Peter Wagner und Christoph Zuschlag (Hg.): Untergangsszenarien: Apokalyptische Denkbilder in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Berlin: Akademie Verlag 2013.

24 Susanna Layh: Finstere neue Welten. Gattungspadigmatische Transformationen der literarischen Utopie und Dystopie. Würzburg: Königshausen u. Neumann 2014.

Transformation. Sie erstellt eine Poetik negativer literarischer Erscheinungsformen des Utopischen, die zwischen Anti-Utopie, (traditioneller) Dystopie und kritischer Dystopie liegen. Die utopisch-dystopische Literaturgeschichte zeigt sich für die Verfasserin, was auch für die vorliegende Studie einen wichtigen Oszillationspunkt darstellt, als eine Geschichte des fortwährenden intertextuellen Dialogs mit den Vorgänger*innen, auch über die Grenzen der Nationalliteraturen hinweg. Die Verfasserin geht von der Annahme aus, dass die kritische Dystopie utopische Elemente aufnimmt. Layhs Untersuchungen belegen noch einmal die ungebrochene Anziehungskraft zeitdiagnostischer utopischer und dystopischer Fiktionen.

Der vorliegende Band folgt der Leitidee, eine Übersicht über mögliche Formen utopischen und dystopischen Denkens in der deutschsprachigen Literatur zu geben. Die Verfasser*innen entwickeln unterschiedliche Denkfiguren des Utopischen und des Dystopischen in philosophischen, literarischen, performativen, kulturellen und künstlerischen Kontexten. Aus diesem Grund lässt sich dieser Band als Desiderat in der deutschsprachigen Forschung betrachten.

Die Überlegungen werden nicht allein auf literarische Utopien und Dystopien beschränkt, sondern schließen das Fortbestehen eines breiten, komplementär ergänzenden, literarischen und nicht-literarischen Facettenreichtums mit ein.

Für Bazon Brock stellt die Utopie nicht einen wunschbildhaften Vorgriff auf eine wünschenswerte Zukunft dar, sondern ganz im Sinne der »Baconschen Gründerideen« versteht er Utopie als Ressource für die Kritik an der Wahrheit. Die Ideologiekritik nahm sich der Aufgabe der Aufdeckung nützlicher Irrtümer an. In der Wissenschaft geht es aber nicht mehr um entschuldbare Irrtümer, meint Brock, sondern um die Frage, wie sich durch Erkenntnis der wahren Naturprozesse die Menschheit im Konzept der Humanität in der Natur behaupten könnte. Die Ressourcen für solche Kritik, so Brock, erarbeitet das utopische Denken.

Stefan Matuschek sieht in dem Begriff »Utopie« für die Germanistik ein Thema der Selbstreflexion, denn sie steckt im Gründungsimpuls dieses Faches selbst. Die Germanistik zielt, nach Auffassung des Verfassers, seit ihren Anfängen darauf ab, in den germanischen Wurzeln der deutschen Sprache und Kultur die Einheit, Autonomie und Identität des deutschen Volkes auszuweisen und gegen allen Fremdeinfluss wiederzugewinnen. Die wissenschaftliche Wiederentdeckung und Erforschung der deutschen Sprachaltertümer in den Jahren der Napoleonischen Besatzung ist aufs Engste mit der Wunschvorstellung eines freien, geeinten, selbstbestimmten Deutschland verbunden. Die Germanistik entsteht, so Matuschek, als »Schöpferin« einer nationalen Utopie.

Aus der Rückschau konstatiert Karol Sauerland, dass es in den letzten 75 Jahren mehrere Utopieentwürfe gab und ihre Attraktivität für den Menschen nicht nachgelassen hat. Im vorigen Jahrhundert, diagnostiziert der Verfasser,

ging es noch um die Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse – im Marxismus hieß es die Errichtung einer neuen gerechten Gesellschaftsordnung ohne Ausbeutung, im Liberalismus die einer freien Gesellschaft –, während gegenwärtig alles auf die Vermeidung von Katastrophen ausgerichtet ist.

Die Herausgeberin des Bandes erweitert die Zukunftsvorstellungen um die Klimakatastrophe und untersucht ein neues literarisches Genre: die »Climate Fiction«. Sie diagnostiziert für Autor*innen und Künstler*innen eine schnelle Reaktion auf die Gegebenheiten der Welt und die Fähigkeit, auf Konfliktpotenziale, sich anbahnende Katastrophen in ihren Werken zeitnah hinzuweisen. So ließen sich, nach Auffassung von Wolting, durch literaturwissenschaftliche Erforschung Signale für Krisenfrüherkennung und Prävention in literarischen Texten finden. In dem fiktionalen Raum literarischer Reflexion wird seit geraumer Zeit eine besondere Anschaulichkeit und Vorstellung vom Wesen der Klimakatastrophe entworfen, konstatiert sie. Im Beitrag werden unterschiedliche literarische Reaktionen auf den Klimawandel präsentiert.

Andreas Enghart nimmt den Diskurs zu Utopien im Theater auf und untersucht mit welchen Mitteln das deutschsprachige Theater auf die Pandemie wie auf den Klimawandel reagiert. Enghart diagnostiziert für das Theater einen bestimmten Wandel: Das Theater setzt die Erkenntnis um, dass nicht die Menschen die Subjekte der Geschichte sind, sondern die Erde und die Natur. Das Paradox zeigt sich anhand folgender Tatsache, führt der Verfasser aus: dass die Menschen die Folgen ihrer Lebensweise erkannt haben, dass sie sie im Theater wie in der neuen Tragödie darstellen können, verdanken sie ihrem ökonomischen Wohlergehen, das die Tragödie erst verursacht. Dieser tragische und dialektische Zusammenhang sei zu erkennen, zu verstehen und als Basis eines neuen Aufbruchs in eine bessere Zukunft zu nehmen.

Agnieszka Kodzis-Sofińska setzt in ihrem Beitrag das Thema des Theaters weiter fort und untersucht die Dystopie in gegenwärtigen Theatertexten am Beispiel des Stückes »Mars« (2018) von Marius von Mayenburg. Die Verfasserin fragt, inwiefern das Stück den Anforderungen der Gattung entspricht, wie seine intertextuellen Bezüge geschaffen wurden und wie sie zu verstehen sind. Des Weiteren besteht ein Schwerpunkt des Beitrags darin, zu analysieren, welche aktuellen Fragen und möglichen problematischen Entwicklungen im Mayenburgs Theaterstück aufgegriffen werden.

Als Kulturphänomene zeigen sich utopische Konzepte keineswegs auf den Bereich der reinen literarischen Produktion begrenzt. Dies belegt auch der Beitrag von Peter Seibert, worin er utopische Entwürfe in der Filmkunst am Beispiel von Wim Wenders »Lisbon Story« thematisiert und der Frage nachgeht, wie Wenders den Film als urbane Antwort auf die Verwüstungen europäischer Städte filmte. Seibert legt das von Wenders dargestellte alternative Potential dieser Stadt frei, die literarisch und filmisch so häufig überschrieben wurde. Im Beitrag zeigt

der Verfasser wie Wenders im Film ein »intaktes« Lissabon als Gegenentwurf zu anderen, »unwirtlichen Städten« des Kontinents, die von den Krisen und Kriegen der Moderne verwüstet wurden, konstruiert wird, wie filmisch aus Lissabon ein »place to defend«, eine positiv besetzte Gegenwelt entsteht

Mediale Konstruktionen werden auch in Stephan Woltings Beitrag: *Hating und Cheering* oder: Warum im Netz nichts mehr *fuzzy* sein kann. Reflexionen zu »Echoräumen« und »Digitalen Gespenstern« aufgenommen. Der Verfasser setzt am medialen Grundwiderspruch zwischen absoluter Kontrolle und grenzenloser Freiheit der »Strukturen der Öffentlichkeit« im Sinne von Habermas an. Innerhalb des Artikels werden unter Zugrundelegung literarischer Medienkritik (Eva Menasse, Leif Randt etc.) konkrete Ausuferungen sozialer Medien wie Medien des Öffentlich-rechtlichen Bereichs diskutiert und mögliche Ansätze eines Weges aus der Krise der Entwicklung einer Medienwelt in Richtung dieser Extreme aufgezeigt.

Julia Schwanke vertritt in ihrem Beitrag die Ansicht, dass das Ideal einer hegemonialen Männlichkeit für Elfriede Jelineks Figuren als generatives Prinzip ihrer Männlichkeitskonstruktion fungieren. Demnach streben die männlich gezeichneten Figuren eine Form traditioneller Männlichkeit an, die ihnen Autonomie, Stärke, Wohlstand, körperliche Unversehrtheit sowie eine gewisse Bildung verleihen soll. Schwanke analysiert in ihrem Beitrag jedoch eine Ausnahmefigur: Rainer Witkowski, der von der Verfasserin als »heterotopische Männlichkeitskonzeption« beschrieben wird, die abseits einer heteronormativen, rigiden Zweigeschlechtlichkeit agiert.

Ilse Nagelschmidt nimmt den Diskurs einer Friedensutopie auf und lotet ihn am Beispiel des Werks und der Wirkung von Bertha von Suttner aus. Im Beitrag schenkt die Verfasserin dem Bestsellerroman »Die Waffen nieder!« (1889) besondere Aufmerksamkeit. Nagelschmidt stellt dar, wie über die fiktive Geschichte der Komtess Martha Althaus, der späteren Gräfin Dubsky, einer Frau der Wiener Hofaristokratie, der schmerzvolle Weg des Kampfes beider Geschlechter gegen die menschenverachtenden Kriege über mannigfaltige Stationen nachvollzogen wird. In dem Grundmotiv des Romans »Der bewaffnete Frieden ist kein Friede« sieht die Verfasserin die Utopie begründet, dass der menschliche Wille stärker als aller Säbelrasseln ist.

Ausgehend von den verschiedenen »Ringgeschichten« und Stofftraditionen, die in den Jahren und Jahrzehnten um 1800 in der Literatur aufgegriffen und verarbeitet wurden, unternimmt Lothar Bluhm eine Motiverkundung an einer Reihe von Beispielen, die alle Bezug auf Lessings bekannte Ringparabel aufweisen. Mit Blick auf die produktive literarische Ausgestaltung der jeweiligen Ringgeschichten fragt der Verfasser nach damit verknüpften Zukunftsvisionen.

Ebenfalls geht Aglaia Blioumi in ihrem Beitrag zu philhellenischen Lyrik frühen Spuren utopischen Denkens schwäbischer Dichter seit Mitte des 19. Jahr-

hunderts nach. Blioumi sieht in dem Philhellenismus, als Gedankenhaltung eine Vereinigung diverse Strömungen, die allesamt heterotopische Zukunftsperspektiven verheißen. Detailliert geht sie auf romantisches Fernweh, religiöse Frömmigkeit und nationalstaatlichen Liberalismus ein. Die Verfasserin ergründet die Frage, warum der erste Hilfsverein in Stuttgart gegründet wurde und ob nicht-restaurative Kräfte am literarischen Philhellenismus teilnahmen, da die Forschung mittlerweile die beachtliche Präsenz einer schwäbischen philhellenischen Literatur herausgestellt hat.

Auch Björn Hayer wendet sich der Frage nach utopischen Konzepten und deren Vielfalt in der Lyrik zu. In seinem Beitrag geht er der Künstlichkeit eines monadischen Kulturbegriffs nach. Deutlich macht er das an der postkolonialen Grundierung, die sich vornehmlich aus Mitteln der Kritik und Dekonstruktion speist, und an dem Versuch, menschliche Identität(en) zu globalisieren, zu diversifizieren und zu pluralisieren. Zur Untersuchung zieht er Gedichte gegenwärtiger LyrikerInnen, die sich Vorstellungen klassischer System- und Gesellschaftsvisionen entziehen. Stattdessen implementieren die Texte eine dynamische Form des Alternativitätsdenkens, urteilt Hayer, wobei prozesshafte und dialektische Bewegungen dabei eine zentrale Rollen spielen. Was eine bessere Welt charakterisiert, befindet sich noch im Werden und ist Teil einer Poesie, die sich als utopische Praxis versteht.

Über Literatur, die ihre Inhalte aus migrantischer Erfahrung bezieht, schreibt Emmanuelle Terrones. In ihrem Artikel stellt sie die Bedeutung solcher Texte im Sinne der Herstellung einer »kollektiven Selbstreflexion« in einem unerhörten Moment der »Selbsterneuerung« einer Gesellschaft heraus. In Anlehnung an Hannah Arendts philosophisches Denken schildert sie an Textbeispielen die Bemühung, eine »gemeinsame Welt« zu denken. Dementsprechend, d.h. die Welt, in der die Pluralität der Menschen »die grundsätzliche Bedingung des Handelns und des Sprechens« – nicht nur gedacht, sondern auch in der gesellschaftlichen Praxis vollzogen wird. Die Verfasserin betont die utopische Dimension der in den Romanen dargestellten neuen Lebensentwürfe und alternativen Gemeinschaftsmodelle.

Tomasz Małyszek betrachtet Utopiebegriff in Uwe Timms Textsammlung »Der Verrückte in den Dünen. Über Utopie und Literatur« (2020). Den Ausgangspunkt bildet für den Verfasser das Konzept der Literatur als Utopie sowie dessen Kontextualisierung in verschiedenen linken und rechten Utopiekonzepten. In dem Beitrag fokussiert sich Małyszek auf Timms Interesse an einer rückwärtsgewandten Utopie und dem Gründungsmythos der Stadt Villa Gesell in Südamerika und deren Verfall. Im Artikel wird die Beziehung zwischen Timms Essay »Der Verrückte in den Dünen« und Michael Stolleis' Essay »Die Wunderinsel Barataria. Sancho Panza und die Kunst des Regierens« dargestellt.

Eliza Szymańska richtet ihr Augenmerk auf das dystopische Potenzial eines 2019 publizierten Textes von Philipp Schönthaler »Der Weg aller Wellen« und setzt ihn in Zusammenhang mit Kafkas Roman »Der Process« (Schreibweise aus der »Historisch-kritischen Ausgabe der Handschrif«, 1997). Die Verfasserin untersucht strukturelle Parallelen, sprachliche Entlehnungen, verwandte Themenkreise und Motive, ähnliche Personenkonstellationen, sowie eine ähnlich angelegte Konstruktion der beiden Protagonisten. Im Mittelpunkt ihrer Überlegungen steht die Frage, welche Bedeutung die aus Kafkas Roman entlehnten Elemente für den Text Schönthalers haben und welchen Platz sie in dessen Struktur einnehmen.

Mit dem Beitrag von Ewa Jarosz-Sienkiewicz liegt das Interesse auf Utopiekonzepten von Heinz Piontek, der durch Nacherzählen des Markusevangeliums beabsichtigt, diesen Teil der Bibel zu aktualisieren. Das Nacherzählen des Evangeliums, meint die Verfasserin, sollte in gewisser Zeit Pionteks Glauben festigen. In dem vorliegenden Artikel versucht Jarosz-Sienkiewicz diesen Bestrebungen des Autors auf die Spur zu kommen. Dem Glauben liegt nach Piontek eine ständige Suche des verzweiferten Menschen nach Trost und Hilfe zugrunde.

Anna Gajdis setzt sich in ihrem Beitrag zum Ziel, Ernst Wiecherts Utopie des Rechts und der Gerechtigkeit im Dritten Reich darzustellen. Der ostpreußische Dichter, so die Diagnose der Verfasserin, der sich anfänglich in den konservativen Kreisen der Weimarer Republik situierte und in den frühen 30er Jahren einen tiefen religiösen Durchbruch erlebte, kritisiert damit öffentlich das nationalsozialistische Regime.

Den Band rundet der Beitrag von Wojciech Świerczek zu utopischen Räumen in der Prosa von Andrzej Stasiuk ab. Der Verfasser bezieht sich auf die Theorie der Utopie des breiten sowie des engen Kreises und wendet sie auf die Werke »Unterwegs nach Babadag«, »Die Welt hinter Dukla« und »Der Osten« u. a. an. Bei diesen beiden Typen von Utopie handelt es sich um eine idyllische, nostalgische, melancholische und/oder in der Zeit angehaltene Realität, die idealisiert wird.

Bazon Brock (Berlin / Wuppertal)

Utopisch gegen Utopien und Uchronien. Nirgendwo als Überall – Niemals ist immer!

Träum' schön weiter, kleiner Mann!

Die Literaturwissenschaft usurpierte Verfahren zur Erzeugung religiöser Gewissheit, indem sie *religio* als *relegere* verstand und somit Literatur als Bestand des immer Lesenswürdigen inaugurierte – mit der stets anstößigen Behauptung eines Kanons der Verbindlichkeiten. Wissenschaftlich an der Literaturwissenschaft war und ist, wie an der wissenschaftlich betriebenen Theologie, dass der Wissenschaftler selbst nicht Lesender oder Gläubiger sein muss. Es ist also nicht Hämie über heutige Verkommenheit des universitären Betriebs, wenn man darauf hinweist, dass Literaturwissenschaftler kaum belesen sind, Kunstwissenschaftler selten ins Museum gehen oder Theologen keinen Gottesdienst besuchen. Ein Mediziner muss auch nicht selbst krank gewesen sein, um zu therapieren. Den Bestand der Literatur, der Theologie, der Medizin als Wissenschaften verkörpern die Bibliotheken und nicht die Leser, die Gläubigen und die Kranken (vgl. Musil, »Mann ohne Eigenschaften«: General Stumm von Bordwehr besucht die Nationalbibliothek).

Wenn sich in diesem Sinne Wissenschaftler auf das literarische Phänomen der Utopie einlassen, das seit fast 500 Jahren zum Kanon der Denkwürdigkeiten des Konzepts Moderne gehört, dann werden sie nicht der naiven Auffassung zukunftsgläubiger und deshalb tränenseliger Utopisten folgen dürfen. In den romanhaften Träumen von Küchenhilfen, Adressaten von Wahlprogrammen und Konsumenten liefern die Utopien schöne Bilder einer wünschenswerten Zukunft der Individuen wie der Gesellschaften. Man lebt in der Dimension des Wünschenswerten, um den Realitäten zu entgehen, und wird so immer mehr Opfer seiner eigenen Wunschträume. Dies peinlich magere Verständnis von Utopie wird auch nicht substanziell angereichert, wenn man die Utopie – wie heute gern – als Dystopie vorführt, also das Wünschenswerte nur durch das Befürchtete ersetzt. Schon Marx kritisierte solche Vermittlung der Zukunft an die Gegenwart als bloße Kompensation von Ohnmachtserfahrung. Der Verweis auf den historisch etablierten Begriff Utopie ermöglichte es immerhin, den Mangel als Ver-

zucht zu deklarieren. Das erhöht auch den objektiv Ohnmächtigen zu einem Menschen, dessen Würde dadurch bestimmt ist, was er nicht benötigt: »Enthaltbarkeit ist das Vergnügen an Sachen, welche wir nicht kriegen. Drum lebe mäßig, denke klug. Wer nichts braucht, der hat genug.« (Wilhelm Busch)

Campanella hatte sich in seinem »Sonnenstaat« noch bemüht, die Utopien als Weltwissen gelten zu lassen, indem sie er als Bestimmung der unerreichbaren Ferne und der niemals verwirklichtbaren Projektion verstanden wissen wollte. Das Campanella'sche Utopie-Verständnis wird aber problematisch, wenn unsere Zeitgenossen sich mit dem Projektieren von Projekten zufriedengeben, also ihr Leben vertagen – bestenfalls auf die Zeit nach ihrer Pensionierung. Utopien gleichen dann Lebensbeschreibungen von Coupon-Schneidern und Rentiers (um angemessen im 19. Jahrhundert zu verharren), bei denen es auf nichts mehr ankommt als auf wohlige Phantasieren.

Irrtümer verstehen sich von selbst

Immerhin hat der Wahrheitsfanatiker Platon in seinem »Gorgias« die Sophisten eines ernsten Blickes würdigen müssen – wahrscheinlich nur, weil der Sophist Gorgias in Athen Massen von Menschen faszinierte, deren Zustimmung viele als Beweis für die Wirksamkeit der sophistischen Philosophie werteten. Ist Wirksamkeit in der Öffentlichkeit tatsächlich mit Nützlichkeit für die Allgemeinheit gleichzusetzen, fragte Platon? Wenn zur Zeit von Gorgias nicht nur die Tagespolitik durch den Zuspruch der Massen bestimmt wurde, sondern sogar Schönheit als das definiert wurde, womit man sich in der Öffentlichkeit sehen lassen kann, dann fürchteten die Platoniker, dass auch Gutheit und Wahrheit vom Zuspruch der Massen abhängig werden könnten.

Die Sophisten drehten den Spieß um und wehrten sich gegen den Absolutheitsanspruch philosophischer Bestimmung von Wahrheit, Gutheit und Schönheit als bloße Unterwerfungskommandos, denn die Feststellung der Wahrheit konnte doch wohl nur die Unterwerfung unter den Wahrheitsanspruch bedeuten. Den Sophisten ging es nicht nur um die immer drohende Proklamation einer Falschheit als Wahrheit, ihnen ging es nicht um die Abwehr von bloßen Ideologien; sie akzeptierten die Wahrheit, um sie, statt sich ihr zu unterwerfen, nützlich werden zu lassen. Reichliche Beispiele dafür boten die Mediziner, die nicht mehr Scharlatane waren, also irgendwelchen Hokuspokus als Heilmittel verkauften. Sie konstatierten vielmehr den wahrhaften Zustand eines Kranken und verstanden ihre Therapie als Kritik an dieser Wahrheit, um sich nicht passiv der Wahrheit zu unterwerfen, sondern die krankmachenden Ursachen zu überwinden, das heißt unwirksam werden zu lassen.

Das Wissen, das die Mediziner zur Therapie als Kritik an den wahrhaft krankmachenden Ursachen heranzogen, stellte das Modell der Gesundheit zur Verfügung, das nur als Modell und nie als faktische Gegebenheit erkennbar ist. Den gesunden Menschen gibt es nicht. Gesund ist nur der, der noch nicht sein Kranksein bemerkt hat. Heute lehrt man die sophistische Auffassung als Gewissheit der Genetik, dass jeder Mensch kaum je gesund, also noch nicht von degenerativen Prozessen erfasst ist. Die sophistischen Ärzte orientierten sich am Begriff der Gesundheit, die faktisch nicht gegeben ist. Gesundheit wurde eine Denknötwendigkeit zur Bestimmung der Grade der Erkrankung wie Unendlichkeit eine Denknötwendigkeit für die Bestimmung von Zeitlichkeit, Göttlichkeit eine Denknötwendigkeit für die Bestimmung des Menschlichen, Jenseitigkeit eine Denknötwendigkeit für die Bestimmung des Diesseitigen ist. Damit überboten die Sophisten die platonische Ideenlehre (Denknötwendigkeit ist die im Alltag wirksame Fassung der Idee) und boten, aus dieser Ironie der Geschichte heraus, dass gerade die Gegner Platons ihn beweisen, dem Aristoteles die Möglichkeit, den Gedanken der Dialektik zu entwickeln.

Der Kanon der Denknötwendigkeiten führte spätestens mit Bacon und Leibniz durch die Mathematik als Theologie der modernen Atheisten zu einem heute noch sinnvollen Gebrauch des Begriffs Utopie:

Utopie ist die Ressource für die Kritik an der Wahrheit.

Utopie und Uchronie – exterritorial und extemporal

(*relegere*: Der Autor liest sich selbst wieder.)

Neben dem Verweis auf die angesprochenen Begriffsbestimmungen beziehen Utopie-Denker sich immer wieder gern auf den Fortschritt als Überwindung des geschichtlich Gegebenen. Tatsächlich kann der Begriff des Fortschritts aber nur als immer umfassendere und zugleich differenziertere Vergegenwärtigung von Vergangenheiten verstanden werden. Das lässt sich empirisch überprüfen. Für den Bereich der Künste heißt das, die Epochen daraufhin durchzumustern, welche Formen des Präsenthaltens von Vergangenem sie in religiösen, politischen, sozialen und kulturellen Institutionen ihren Zeitgenossen zur Verfügung stellten. D. h. ein modernes Zeitbewusstsein bedarf gesellschaftlich konventionalisierter Verfahren, sich die Vergangenheit als Voraussetzung einer offenen Gegenwart präsent zu halten und nicht mit kindlichem Eifer über die Zukunft zu phantasieren (siehe Nikolaus Himmelmanns Konzept der »utopischen Vergangenheit«).

Im Utopischwerden der Vergangenheit als Wirksamwerden historischer Werke in der Gegenwart entgrenzt sich der Zeitbegriff bis zur Nichtzeit als

Zeitlosigkeit. In diesem Sinne wird von zeitlos gültigen Werken gesprochen. Solche Zeitlosigkeit fasst der Begriff der *Uchronie*. Museen, Archive, Bibliotheken und Akademien sind Orte, die sich ausdrücklich dem Wirksamhalten von historischen Werken in der Gegenwart widmen. Sie sind Ewigkeitszonen, also Repräsentanten der Uchronie. Rechtlich, sachlich und sozial sind solche extemporalen Zonen der gebräuchlichen Exterritorialität von Parlamenten, Botschaften und Heiligtümern gleichgestellt. Sie dienen nicht dazu, das Tote und Abgeschiedene als solches zu klassifizieren, sondern es in seiner Bedeutung für die Lebenden zu aktualisieren. Aufbewahrung im Archiv ist nur sinnvoll, wenn man davon ausgeht, dass das historische Datenmaterial gegenwärtig in Gebrauch genommen wird.



Man hat diese Schöpfung von Zeit als Erweiterung der Gegenwart um die Dimensionen geschichtlicher Zeiten als Chronopolitik gekennzeichnet. In der Tat ist Kulturpolitik in der Einrichtung von Bildungs- und Ausbildungsstätten, von Museen und Hochschulen, in ihrem Kern auf die Produktion von Zeit und Zeiterfahrung als Mittel des Weltverständnisses und der Aneignung ausgerichtet. Historisch denken zu lernen, heißt, die eigene Gegenwart als zukünftige Vergangenheit zu sehen und entsprechend in ihr zu wirken (in genau diesem Sinne bestellten Mächtige aller Zeiten bei Historikern und Malern, Musikern und Architekten Werke, die nach dem Tode, also der realisierten Zukunft des Herrschers ihn in Leben und Wirken präsent halten sollten).

Die Zukunftsorientiertheit der Profanutopisten bleibt kindisch spekulativ, weil nicht gesagt wird, wie denn die Zukunft in die Gegenwart vermittelt wird. In der hier betonten Begründung der Konzepte von Utopie und Uchronie ist Zukunft gegenwärtig als sehr bald fällige Erweiterung der Vergangenheit: Zukunft ist die Vergangenheit von morgen. Als nichts anderes ist sie tatsächlich bestimmbar.

Seit Giorgio Vasaris Viten und dem Geschichtlichwerden von Künstlerbiografien manifestiert sich die Fähigkeit zur Relationierung gegenwärtigen Handelns als zukünftige Vergangenheit in einem neuen Topos oder im Topos des Neuen, der neuen Sicht auf das Vergangene (siehe Avantgardetheorie von Bazon Brock). Das Strukturprinzip der Modernität ist seit Aristoteles an die Topik gebunden. In ihr – wie in allen Nachfolgemodellen der Rhetoriker – geht es um die Verortung der fließenden Zeit in der Zeiterfahrung der Individuen. Um Zeitlichkeit (zum Beispiel als Erzählzeit oder das Prozedieren bei der Erstellung von Urteilen) erfahrbar und nutzbar zu machen, topographierte man seit Aristoteles den *intellectus agens*, die *mens*, oder kurz, die *memoria*, also das Gedächtnis. Um sich in den eigenen Vorstellungen planvoll bewegen zu können wie der Bote auf dem Wege durch die Fremde, beschrieb man das Gedächtnis als eine Landschaft mit in sich geschlossenen auffälligen Gestaltungseinheiten, den *topoi*, deren Namen zugleich Themen der Erzählung oder der geforderten Gedächtnisleistung ausmachten. Mit der Verbreitung von Wissen über gedruckte Bücher verwandelten sich für die Humanisten des 16. Jahrhunderts (zum Beispiel für Erasmus) die Gedächtnisverortungen in Nichtorte, in *U-topoi*, die nicht mehr auf einzelne Träger des Gedächtnisses angewiesen sind. Die utopische Auffassung von Ideen, Themen und Methoden gehört zu den Optimierungsstrategien von Modernität. Die Moderne war utopisch, insofern ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse und deren Anwendung nicht mehr auf individuelle Urheber, auf deren Kulturlandschaft und auf regionale Besonderheiten fixierbar blieben, sondern sich grenzenlos, ja bedingungslos für die gesamte Menschheit zur Geltung bringen konnten.

Die systematische Verselbständigung des Wissens und seiner Funktionalisierung führte zu einer Entgrenzung der Räume bis zur beklagten Ort- und Heimatlosigkeit des modernen Menschen. Wir können heute dieses Utopischwerden der Welt gut nachempfinden in dem vergeblichen Versuch der Reisenden, von der Örtlichkeit ihres Aufenthalts noch durchschlagende Unterscheidungen ihrer Wahrnehmung und ihres Handelns abzuleiten. Wenn alle Zentren moderner Städte auf der ganzen Welt hohe Ähnlichkeit kennzeichnet, wenn die dort verwandten Technologien, die Produkte, die angebotenen Hotels voneinander kaum noch zu unterscheiden sind, manifestiert sich der utopische Charakter der durch Selbstbezüglichkeit optimierten Moderne (vergleiche das Konzept der »reflexiven Moderne« bei Ulrich Beck). Die angemessene Verwen-

dung des Begriffs Utopie als ein Nirgendwo erweist sich, wie historisch angelegt, als ein tatsächliches Überall. Und das hat sich für die erste Phase des 20. Jahrhunderts, in der das Prinzip Modernität reflexiv gesteigert wurde, auch tatsächlich erwiesen. Unterschiede im Grade der Modernität lassen sich nur noch durch Zeitschöpfung ausmachen.

Eine erste Ausbildung von Uchronie als Zeitschöpfung der Zeitlosigkeit verdanken wir Louis Sebastien Mercier, der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Romanhandlung in das Jahr 2040 verlegte. Mercier ging es um die Frage, was aus utopischen Projekten wird, wenn man sie realisiert, also verortet bei gleichzeitiger Annahme eines anthropologisch konstanten Verhaltens der Menschen. Uchronisch, zeitlos in Geltung, sind dabei alle Annahmen, die Menschen für selbstverständlich halten, in die sie bereits hineingeboren werden, und die auch unter wunschgetriebenen Annahmen gesellschaftlicher, technischer, politischer Entwicklungen sich nicht verändern (zum Beispiel als Kategorien der Anschauung, der Orientierung in Raum und Zeit).

Die Natur des Menschen ist uchronisch, sie wird von historischen Prozessen nicht tangiert, und demzufolge bleiben auch die religiösen oder philosophischen Grundorientierungen auf Gott oder Natur erhalten.

Hundert Jahre nach Mercier entwickelte Charles Renouvier *expressis verbis* die Uchronie als Topos der Geschichtsschreibung. Er überlegte, welche Entwicklung die Geschichte genommen hätte, wenn in den Vergangenheiten etwas anders gelaufen wäre, als es gelaufen ist. Die Frage ›Was wäre, wenn...?‹ fasst aber nur einen Teilaspekt des Uchronischwerdens von Geschichte. Im Präsentismus, der allgegenwärtigen Zeitlosigkeit, kommen zu den Aspekten der Uchronie, die seit Mercier erörtert wurden, weitere hinzu. Zum Beispiel die Erfindung des Kredits, mit dessen Hilfe gegenwärtig Produkte geschaffen werden können, die erst in Zukunft ökonomisch wirksam werden. Mit dem Kredit vergegenwärtigt man also Zukunft als zukünftige Vergangenheit – denn man geht, zumal im Kapitalismus, immer davon aus, dass alle wirtschaftliche Zukunft nur in der Gegenwart geleistet werden kann.

Die Einmaligkeit der Jetztzeit als Gegenwart wird zu der Erfahrung von Jederzeit. Wie sich die Utopie als Nirgendwo im Überall manifestiert, so erweitert sich Uchronie des Niemals, der Beginnlosigkeit, zum Immer, in jedem Augenblick. Zu leben heißt nicht, sich in die Zukunft zu projizieren, sondern eine Vergangenheit zu erschaffen, als das, was nicht vergeht. Wenn es verginge, hätte man ja keine Vergangenheit.

Germanistik als Neue Mythologie

Die Germanistik ist in ihren Anfängen keine Wissenschaft im heutigen Sinne. Das zeigt sich bis heute in ihrem sachlich verfehlten Namen. Denn die Germanistik hat, soweit es um die Literatur geht, nichts mit Germanischem zu tun. Der Name ist sprachwissenschaftlich motiviert, doch auch darin unpassend. Denn in diesem Sinne müsste die Germanistik auch Englisch, Niederländisch, Isländisch und die skandinavischen Sprachen dazuzählen. Sie beschränkt sich aber aufs Deutsche. Auf die Literatur bezogen, bliebe einer im Wortsinne genommenen Germanistik im deutschsprachigen Raum nur ein minimales Corpus von Überlieferungsfragmenten aus vorchristlicher Zeit. Es ginge um wenig mehr als das Hildebrandslied und die Merseburger Zaubersprüche.

Dass die Wissenschaft von der deutschen Sprache und Literatur diesen unpassenden Namen trägt, hat historische Gründe. Sie liegen jedoch nicht darin, dass das Fach seine ersten beachtlichen Ergebnisse (Jacob Grimms »Deutsche Grammatik«, 1819) in der historisch vergleichenden Sprachforschung hatte und deshalb den sprachgeographischen Terminus für sich gewählt hätte. Es waren ganz andere Gründe, nämlich politische. Die Namensgebung ist Ausdruck einer starken, in der Sache ganz irrigen These: derjenigen, dass die deutsche Sprache und Literatur der natürliche Ausdruck des deutschen Nationalcharakters sei und dass alle drei in den antiken Germanen ihr ewiges, in den wesentlichen Eigenschaften unveränderliches Fundament haben. Die Germanistik wird nicht als wertneutrale Wissenschaft gegründet, sondern zur patriotischen Identitätsstiftung und -stärkung.¹ Ihr Name markiert die Strategie. Die Beschäftigung mit der deutschen Sprache und Literatur ›Germanistik‹ zu nennen heißt, sie aus ihren Verbindungen mit den christlichen europäischen Nachbarkulturen herauszulösen und auf eine unvermischte, ursprüngliche Gestalt zurückzuführen. Kon-

1 Dazu Eberhard Lämmert: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. In: Germanistik – eine deutsche Wissenschaft. Beiträge von Eberhard Lämmert, Walther Killy, Karl Otto Conrady und Peter v. Polenz. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1967, S. 7–41. Und Jost Hermand: Geschichte der Germanistik. Reinbek bei Hamburg: rororo 1994.

kret: Im Hildebrandslied soll sich der ewige, wahrhaftige Charakter der Deutschen erschließen. Das germanische Altertum dient als Fluchtpunkt für ein heroisches Selbstbild ewiger deutscher Größe. Die Germanistik ist damit in ihren Anfängen (heute längst nicht mehr) der Versuch, mit philologischen Mitteln eine Utopie als Wirklichkeit zu behaupten: die Utopie einer einheitlichen, naturwüchsigen, in ihrem Kern unveränderlichen deutschen Identität. Man kann sie in dieser Hinsicht mit dem Marxismus vergleichen. Er ist der Versuch, die Utopie einer klassenlosen, kommunistischen Gesellschaft mit den Mitteln der Wirtschaftswissenschaft und -geschichte als Wirklichkeit zu behaupten. Utopien, lehrt die Geschichte, werden dann besonders gefährlich, wenn sie mit dem Anspruch der Wissenschaft auftreten.

Wie sich Wissenschaft und Utopie verbinden, zeigt der institutionelle Gründungsakt der Germanistik. Er liegt in der Ernennung Friedrich Heinrich von der Hagens zum ersten, noch außerplanmäßige Professor für ›Deutsche Sprache und Literatur‹ an der neu gegründeten Berliner Universität im Jahr 1810. Der Kandidat hat sich durch seine 1807 erschienene Ausgabe des Nibelungenlieds dafür qualifiziert. In ihr aber ist keinerlei wissenschaftliche Leistung des Herausgebers zu erkennen. Denn der Text, den von der Hagen vorlegt, ist auch im bescheidensten Maße keine kritische Edition, ja nicht einmal eine Edition, sondern ein eigenartiger Modernisierungsversuch. Er bietet weder das Original noch eine Übersetzung, sondern einen Zwitter. Es ist der mittelhochdeutsche Text, der jedoch immer dort ein bisschen neuhochdeutsch umformuliert wird, wo von der Hagen offenbar das Verständnis gefährdet sah. Die Brüder Grimm haben ihn für diese Mischung in einer 25seitigen Rezension energisch kritisiert.² Schon die Zeitgenossen also hatten Kriterien, nach denen von der Hagens Nibelungenlied-Ausgabe nicht als wissenschaftlicher Beitrag gelten kann. Seine Universitätskarriere hat das allerdings nicht behindert. Ein Jahr nach seiner Berliner Ernennung erhält er an der Universität Breslau das erste Ordinariat für das neue Fach, das nun ›Germanische Philologie‹ heißt. 1824 kehrt er als ordentlicher Professor zurück an die Universität Berlin.

Statt der wissenschaftlichen hat von der Hagen jedoch deutliche patriotische Qualitäten. In ihnen liegt auch das utopische Moment. Es zeigt sich gleich zu Beginn im Vorwort seiner Nibelungen-Ausgabe:

»[...] es scheint, als suche man in der Vergangenheit und Dichtung, was in der Gegenwart schmerzlich untergeht. Es ist aber dies tröstliche Streben noch allein die lebendige Urkunde des unvertilgbaren Deutschen Charakters, der über alle Dienstbarkeit

2 In den Heidelbergischen Jahrbüchern der Literatur, Philologie, Historie, schönen Literatur und Kunst. 2. Jg. 1809, 4. Heft, S. 179–189 und 5. Heft, S. 238–252.

erhaben, jede fremde Feßel über kurz oder lang immer wieder zerbricht, und [...] seine angestammte Natur und Freiheit wieder ergreift.«³

Wenn von der Hagen hier wie selbstverständlich von der »angestammten Natur und Freiheit« spricht, denkt er wie alle seine zeitgenössischen Leser an Tacitus' »Germania«. Mit der Erinnerung an diesen römischen Schriftsteller fängt das Vorwort an. Für die Einleitung eines hochmittelalterlichen Textes ist das eine eher unpassende Wahl; für die hier intendierte Germanistik indes die zentrale Autorität. Die »Germania« ist das einzigartige ethnologische Dokument der antiken Literatur, das mit seiner sehr plastischen Typisierung des germanischen Volks seit seiner Wiederentdeckung durch die frühneuzeitlichen Humanisten das Klischeebild des deutschen Nationalcharakters bestimmt. Im Negativen – die Germanen seien trunksüchtig, sagt Tacitus – aber vielmehr noch im Positiven. Der unbedingte Freiheitsdrang, der lieber den Tod wähle als die Unterwerfung, ist eines dieser Germanenklischees, das von der Hagen aufruft. Tacitus' Germanenbild versteht man heute als ein strategisches Gegenbild gegen römische Dekadenzerscheinungen in der Wende vom 1. zum 2. Jahrhundert. Es hatte seine langfristige, durchschlagende Wirkung jedoch in ganz etwas anderem. Der lateinische Ausdruck ›germania‹ und die Rede von dem *einen* Volk der Germanen schufen überhaupt erst die Einheit, die es als ethnologische Tatsache nicht gibt. Östlich der Rheins lebten zu Tacitus' Zeit viele verschiedene Völker, die Tacitus ganz willkürlich mit der einen Bezeichnung zusammenfasst. Wenn er schreibt, die »Bevölkerung Germaniens« sei »ein reiner, nur sich selbst gleicher Menschenschlag«,⁴ so ist das ein kontrafaktischer literarischer Topos, den Tacitus von griechischen Schriftstellern und deren Darstellung der Skythen und Ägypter übernimmt.⁵ Von der Hagen aber nimmt das wie alle seine Zeitgenossen als fraglose Tatsache. Und sie ist der Fluchtpunkt seines Interesses am Nibelungenlied. Er will nicht auf die spezifischen Eigenschaften dieses Epos hinaus, das den Stoff der nordischen Heldensage in die Erzählwelt der christlichen, von Frankreich ausstrahlenden literarischen Ritterlichkeit versetzt. Er will durch diesen mittelalterlichen Text hindurch zu Tacitus' Ur- und Naturvolk. Für dessen Tugenden findet von der Hagen nicht genug der Worte: »Gastlichkeit, Biederkeit, Redlichkeit, Treue und Freundschaft bis in den Tod, Menschlichkeit, Milde und Großmuth in des Kampfes Not, Heldensinn, unerschütterlicher Standmuth, übermenschliche Tapferkeit, Kühnheit, und willige Opferung für Ehre, Pflicht

3 Der Nibelungen Lied hg. durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Berlin 1807, erste Seite des Vorworts, unpag.

4 Tacitus: Germania. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt, erläutert und mit einem Nachwort hg. von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam 2016, S. 9.

5 Ebd., S. 100, Nachwort.

und Recht«. ⁶ Auf den unbedingten, todesverachtenden germanischen Freiheitsdrang hin ausgelegt, wird so auch das schaurige Ende des Nibelungenlieds zur moralischen Erbauung, zumal in der Zeit akuter Fremdherrschaft.

Denn genau das ist der Hintergrund dieser patriotischen Utopie: Napoleons Siege und Besatzung. Die Germanistik entsteht aus dem Bemühen, militärische Niederlagen zu kompensieren. Die empfindlichste geschah 1806 bei Jena und Auerstedt. Von der Hagens Nibelungen-Ausgabe erscheint im Jahr darauf. Seine Formulierung, man suche in der Vergangenheit, »was in der Gegenwart schmerzlich untergeht«, hat im Jahr 1807 eine existenzielle Dringlichkeit. Die Beschwörung des deutschen Charakters reagiert auf die aktuelle politische Demütigung. Der Blick in die alte Literatur sucht ein besseres Selbst, ein freies, autonomes, stolzes Deutschland. Was die Gegenwart verweigert, soll die Vergangenheit ersetzen. Das ist der Sinn der Germanistik als deutscher Altertumskunde. Von der Hagens mehr patriotische als wissenschaftliche Qualifikation ist dafür einschlägig. Bei seiner Ernennung 1810 war die Lage noch verschärft. 1809 hatte Napoleon in der Schlacht bei Wagram Österreich besiegt und 1810 mit der erzwungenen Heirat der österreichischen Prinzessin Marie-Louise auch die Habsburger Dynastie übernommen. In dieser Situation ist es nicht verwunderlich, dass von der Hagens Patriotismus über die Grimmsche Textkritik triumphierte. Seine Germanisten-Rhetorik richtet sich an den Selbsterhaltungstrieb der Besiegten. »Stolz und Vertrauen auf Vaterland und Volk« soll seine Nibelungenausgabe vermitteln sowie die »Hoffnung auf dereinstige Wiederkehr Deutscher Glorie und Weltherrlichkeit.« ⁷ Für diese Ziele kommt es auf philologisch-wissenschaftliche Fragen nicht an; auf die einfache Lesbarkeit des alten Heldenlieds allerdings schon, gerade auch für die mit dem Mittelhochdeutschen Unvertrauten. Von der Hagens Nibelungenlied-Ausgabe ist insofern konsequent.

Im selben Jahr 1810 erscheint eine noch konsequentere Modernisierung der Nibelungensage: die Dramentrilogie »Der Held des Nordens« von Friedrich de la Motte Fouqué. Sie hält sich nicht an das mittelhochdeutsche Epos, sondern an die nordische Sigurd-Sage. Wie von der Hagen geht es aber auch Fouqué darum, mit dem alten Stoff eine neue Begeisterung für deutsches Heldentum zu wecken. In der Widmungsvorrede an Johann Gottlieb Fichte, die dem Stück voransteht, wird Fouqué nicht müde, diese alte Sagenwelt als »die goldne Zeit, die fernersehnte Deutschlands«, vollmundiger noch als die »großmächt'ge Heldenzeit« ⁸ zu beschwören. Der Plan geht auf: die Trilogie findet immense Resonanz und Zuspruch. Jean Paul lobt sie hymnisch und bescheinigt ihr Homerische und

6 Nibelungen Lied hg. durch von der Hagen, zweite Seite des Vorworts, unpag.

7 Ebd., dritte Seite des Vorworts, unpag.

8 Fouqués Werke. 2. Teil: Der Held des Nordens. Hg. von Walther Ziesemer. Berlin et al. 1908, S. 15.

Shakespeare'sche Qualitäten⁹; höher kann man nicht greifen. Wenige Jahre später wird die Verbindung dieses neuen Nibelungen-Dichters mit dem aktuellen Krieg besonders eng. Als preußischer Offizier, der 1802 aus privaten Gründen aus der Armee ausgeschieden ist, nimmt Fouqué 1813 als Freiwilliger an den Befreiungskriegen teil. Sein Regiment gelangt dabei nach Breslau, wo er seinem Freund von der Hagen begegnet. In dessen Brief an Ludwig Tieck verschmelzen die alten Sagenfiguren mit dem neuen Nibelungen-Dichter und dem aktuellen Soldaten: »Auch Fouqué kam in diesen Tagen mit 80 Mann hier an und geht wieder zu seinem alten Regiment: es ist Volker, der Spielmann, der jetzt den Fiedelbogen mit dem Schwert abwechselt; ich habe ihn ermahnt, den französischen Hunnen wacker zum Tanz aufzuspielen.«¹⁰

Eine solche Vermischung von Nibelungenmythos und aktueller Kriegsrhetorik ist in der deutschen Geschichte kein Einzelfall. Im Gegenteil. Die immense Wirkungsgeschichte des Germanen- und des Nibelungenmythos von der Romantik bis zum Nationalsozialismus ist bekannt und vielfach aufgearbeitet worden.¹¹ Sie verbindet sich im 20. Jahrhundert mit der chauvinistischen und rassistischen Kriegspolitik. Mit der Dolchstoßlegende vertuscht sie nach dem 1. Weltkrieg die Niederlage und stachelt den abermaligen Kriegswillen an, mit Siegfried-Stolz und Nibelungen-Bluttausch zögert sie die Niederlage im 2. Weltkrieg aufs Entsetzlichste hinaus. Das nach von der Hagens Vorbild germanenstolz gedeutete Nibelungenlied wird zum Propagandainstrument des totalen Kriegs. Durch die Abgründe der Naziverbrechen erscheint diese Wirkungsgeschichte wie eine steile schiefe Ebene, auf der die Deutschen von der Romantik an in völkisch-rassistischen Wahn bis zum Völkermord abgleiten. So gesehen, gehört die Gründung der Germanistik zur Vorgeschichte des Nationalsozialismus. Das ist insofern richtig, als sich damit der mythisierende nationale Identitätsdiskurs institutionell etabliert, der die Deutschen von der christlich-europäischen Kulturtradition abtrennen will. Das ist jedoch falsch, sobald man damit eine schicksalhafte Notwendigkeit meint, die von der ersten Nibelungenlied-Begeisterung zum Untergang im 2. Weltkrieg geführt hätte. Es hätte auch ganz anders kommen können, wenn sich andere Strömungen, andere Positionen und Individuen durchgesetzt hätten. Die Geschichte hat keine Finalität. Ihr Verlauf folgt keinem Algorithmus.

9 Vgl. Jean Paul: [Rezension zu Fouqués *Held des Nordens*]. In: J. P.: *Sämtliche Werke*. Hg. von Norbert Miller. Abt. II, Bd. 3: *Vermischte Schriften II*. München: Droemersch Verlag 1978, S. 707–719, insbesondere S. 708.

10 Brief von der Hagens an Ludwig Tieck vom 12. 3. 1813, zitiert nach Arno Schmidt: *Fouqué und einige seiner Zeitgenossen*. Bargfeld: Haffmans Verlag 1993, S. 249 (= Bargfelder Ausgabe III,1).

11 Zuletzt Herfried Münkler: *Die Deutschen und ihre Mythen*. Berlin: Rowohlt 2009.

Wenn man die frühe Germanistik nicht als Vorgeschichte des Nazi-Germanenkults sieht, sondern von der anderen Seite, von ihrer eigenen Vorgeschichte her, dann erscheint sie in einem ganz anderen, ungewohnten Licht. In ihm steht sie als Verwirklichung einer frühromantischen Idee dar, der Idee der Neuen Mythologie. Diese von Hegel, Hölderlin und Schelling noch in ihren jungen Jahren formulierte Idee zielt auf die Versöhnung aller gesellschaftlichen Konflikte durch literarische Mittel. Es ist eine nicht unbescheidene Fantasie literarischer Intellektueller. Sie stellen sich ein universelles dichterisches Werk vor, das auf der Höhe der aktuellen Wissenschaften ein gemeinsames, für alle verständliches und verbindliches Weltbild artikuliert. Durch literarische Sinnlichkeit soll es die Ansprüche der Gelehrten mit dem Verständnishorizont der Ungebildeten versöhnen und damit jede Einschüchterung oder Machtausübung durch gelehrte, politische oder religiöse Autorität beenden. Als Vorbild dient die idealisierte Vorstellung der griechischen Mythologie und ihrer dichterischen Vergewärtigung in den Homerischen Epen. Als Homer-Hörer oder -Leser sei das griechische Volk in all seinem Wissen, Denken und Wollen vereint. So etwas müsse es wieder geben, auf der Höhe des zeitgenössischen Wissens, Denkens und Wollens. Das ist die Idee der Neuen Mythologie, eine Utopie des als Lesegemeinschaft geeinten Volkes.

Was die Germanisten vom Nibelungenlied erwarten, geht in dieselbe Richtung. Doch fokussiert, man könnte auch sagen: verengt sich der Horizont. Es geht nun nicht mehr um Weltanschauung überhaupt, sondern um die nationale Identität. Damit aber verbinden die Germanisten keine geringere Hoffnung als die Frühromantiker mit ihrer universell gedachten Dichtung: Sie soll die gesellschaftliche Einheit stiften. Wie die Neue Mythologie zielt die Germanistik auf die Utopie des als Lesegemeinschaft geeinten Volkes. Der Unterschied liegt nur darin, dass Hegel, Hölderlin und Schelling kosmopolitisch denken und nicht national. Die frühromantische Neue Mythologie ist all-integrativ gedacht, die germanistische national abgrenzend. Und es ist keine Neue, sondern die Erneuerung einer alten Mythologie. Sieht man von diesen Unterschieden ab, ist die Germanistik in ihren Anfängen jedoch die konkreteste Verwirklichung dieser frühromantischen Idee; insbesondere durch ihre Verbindung von Wissenschaft, Dichtung und Popularität. Die gesellschaftliche Reichweite, Resonanz und Durchschlagskraft der frühen Germanistik sind enorm. Und ihre Verbindung mit der zeitgenössischen Schriftstellerei und auch mit dem Publikumsgeschmack erreicht ein maximales, nie mehr überbotenes Maß. Im Interesse am deutschen als germanischem Altertum schießen Wissenschaft und aktuelle Dichtung so eng zusammen und setzen sich so weit durch, dass sie tatsächlich die Dimension einer neuen, einheitsstiftenden Mythologie gewinnen.

Zur quantitativen Dimension: Nach dem Anfang in Berlin 1810 weiten sich die Nibelungenlied-Vorlesungen an deutschen Universitäten schnell aus. Zwischen

1812 und 1822 sind es fast vierzig.¹² Über die Universitäten hinaus reicht das Engagement von Johann August Zeune, dem Gründer der Blindenanstalt in Berlin. In seinen öffentlichen Vorlesungen, teilt er mit, sei von »einigen 100 [s]einer Zuhörer« zu Beginn der Befreiungskriege 1813 der Wunsch nach einer leicht zugänglichen Taschenbuchausgabe des Nibelungenlieds erhoben worden, damit es »ein trauliches und treuliches Feld- und Zeltgesell« werde.¹³ Zeune erfüllt diesen Wunsch und bringt 1814 eine neuhochdeutsche Prosaübersetzung als »Feld- und Zeltausgabe« heraus;¹⁴ im Jahr darauf eine weitere, die er mit beigegebenen Worterläuterungen für den Schulunterricht empfiehlt.¹⁵ Im selben Jahr erscheint eine metrische Übersetzung von Johann Gustav Büsching, deren Widmungsgedicht an von der Hagen den Resonanzraum dieser Ausgabe so beschreibt:

»Ein Deutscher Sinn und Geist ist neu geboren,/ So wie er aus der Vorzeit Thaten
sprüht,/ Ernst spricht die Deutsche Vorwelt zum Gemüt,/ Manch treuen Freund hat sie
sich neu erkoren.«¹⁶

In der politischen Lyrik wird der Nibelungenstoff seit den Befreiungskriegen zum Gemeinplatz, der Nibelungenhort zum Symbol der ersehnten deutschen Einheit.¹⁷ Neben dem dreiteiligen »Held des Nordens« bringt Fouqué von 1813 an sieben weitere Dramatisierungen der nordischen Mythologie heraus. Nach Fouqués Vorbild liefert der heute vergessene Franz Rudolph Hermann, ein in Wien geborener Privatgelehrter und Schriftsteller, 1819 eine weit ausgreifende Bühnen-Trilogie »Die Nibelungen«.¹⁸ Auch der sehr populäre Lyriker (und Germanist) Ludwig Uhland versucht sich 1817 an einer Dramatisierung des Stoffes. Sie bleibt aber Fragment. Eine Ballade »Siegfrieds Schwert« hat er allerdings schon 1812 vollendet. Ludwig Tieck und viele andere Dichter werden ihm mit der Veröffentlichung weiterer Siegfried-Gedichte folgen.¹⁹ Wenn Richard

12 Dazu Volker Gallé: Die Geburtsstunde der Germanistik. Das Nibelungenlied und Friedrich Heinrich von der Hagen. Auf: www.nibelungenlied-gesellschaft.de/03_beitrag/galle/fs08_galle.html (Abgerufen am 14.09.2020).

13 Vgl. Das Nibelungenlied. Die Urschrift nach den besten Lesarten neu bearbeitet und mit Einleit und Wortbuch zum Gebrauch für Schulen versehen von August Zeune. Berlin 1815, S. XXI.

14 Das Nibelungenlied ins Neudeutsche übertragen. Berlin 1814.

15 Wie Anm. 13.

16 Das Lied der Nibelungen. Metrisch übersetzt von D. Johann Gustav Büsching. Altenburg und Leipzig 1815.

17 Dazu Gunter E. Grimm: Politische Nibelungenrezeption in der deutschen Literatur und Kunst. 2015. Auf: www.nibelungenrezeption.de/wissenschaft/texte.html (Abgerufen am 14.09.2020).

18 Franz Rudolph Hermann: Die Nibelungen. In drei Theilen: 1. Der Nibelungen Hort. 2. Siegfried. 3. Chriemhildens Rache. Leipzig 1819.

19 Eine reiche Übersicht bietet: www.nibelungenrezeption.de/allgemein/quellen/Synopse.pdf (Abgerufen am 14.09.2020).

Wagner seinen »Ring des Nibelungen« herausbringt – erste Textveröffentlichung 1852, Uraufführung 1876 in Bayreuth –, dann ist das ein weiterer, im künstlerischen wie im kulturpolitischen Anspruch besonders hoher Ausschlag der vier Jahrzehnte zuvor einsetzenden Germanisierungswelle. Fouqué ist dabei in vielen Hinsichten sein Vorläufer. Wie Wagner sieht er seine eigenen Bühnenwerke als moderne Entsprechungen zur Attischen Tragödie. Erst sie gäben dem Mythos die Gestalt, die ihn für das Volk lebendig mache. Wie Wagner verwendet er dabei den Stabreim, um das germanische Altertum nicht nur durch den Stoff, sondern auch sprachästhetisch zu vergegenwärtigen.

Wie weit sich die mythisierende Germanenmode durchsetzt, kann man nicht zuletzt an einem ihrer kuriosesten Zeugnisse ablesen. Mit vollem Ernst teilt der schon genannte Johann August Zeune in seiner Nibelungen-Ausgabe von 1815 mit, dass einer der Blinden, die er in seiner Anstalt unterrichtete, mit einem selbsterfundenen und selbstgebauten Instrument als Nibelungenlied-Rhapsode auftreten wolle.²⁰ Ob es tatsächlich dazu kam, konnte ich nicht ermitteln. Von einem anderen, sehr bekannten Vortragskünstler ist das Nibelungen-Engagement indes glaubhaft überliefert. In den Jahren 1807/08 hat Goethe, nur den mittelhochdeutschen Text vor Augen, regelmäßig einem Weimarer Damenzirkel das Epos vorgetragen, wobei er den mittelalterlichen spontan in einen modern verständlichen Wortlaut übertragen habe.²¹ In die mit den Befreiungskriegen einsetzende Germanen-Euphorie aber stimmt Goethe nicht mit ein sowie er überhaupt zum nationalen Altertumsstolz auf Distanz bleibt. Aber darin ist er gerade nicht repräsentativ für das literarische und politische Deutschland dieser Jahre. Seine Idee der Weltliteratur ist ein einsamer Kontrapunkt gegen die sich durchsetzende, gerade in literarischen Dingen euphorisch betriebene Nationalisierung. Der sich vom Zeitgeist mehr und mehr isolierende alte Goethe ist die Ausnahme, die die Regel bestätigt. Nach der Niederlage 1806 und mit neuem Schub seit den Befreiungskriegen laufen die deutsche Literatur und die sich bildende zuständige Wissenschaft auf das hinaus, was die Frühromantiker als »Neue Mythologie« bezeichnet haben: auf die Utopie der als Lesegemeinschaft geeinten Nation.

Von Hegels, Hölderlins und Schellings Entwurf konnten die frühen Germanisten freilich noch nichts wissen. Er wurde aus dem handschriftlichen Nachlass erst 1917 (unter dem pompösen Titel des »Ältesten Systemprogramms des deutschen Idealismus«) publiziert. Doch schon im Jahr 1800 erscheint dieses Konzept durch einen anderen Autor im Druck; durch die »Rede über die My-

20 Vgl. Zeune (wie Anm. 13), S. VII.

21 Dazu Gunter E. Grimm: Goethe und das Nibelungenlied. Eine Dokumentation. S. 6–9. Auf: www.goethezeitportal.de/fileadmin/PDF/wissen/projekte-pool/rezeption_nibelungen/goethe_grimm_01.pdf (Abgerufen am 15.09.2020).